

Staatsanwalt fordert zwei Jahre und zehn Monate Haft

Verteidiger Jochen Ringler plädiert auf vier Wochen Jugendarrest: „Es gibt bei den einzelnen Anklagepunkten erhebliche Zweifel“

VON LUISA DEGENHARDT

BAYREUTH – Im Prozess um den terrorverdächtigen Syrer Mamdoh A. haben Staatsanwaltschaft und Verteidigung gestern ihre Plädoyers gehalten. Oberstaatsanwalt Andreas Franck forderte zwei Jahre und zehn Monate Haft für den 19-Jährigen, Verteidiger Jochen Ringler vier Wochen Jugendarrest.

Mit Mamdoh A.s Facebook-Posting „Der Adler auf dem Pass, aber nicht auf meiner Brust“, leitete Oberstaatsanwalt Andreas Franck von der Bayerischen Zentralstelle zur Bekämpfung von Extremismus und Terrorismus in München sein Plädoyer ein. „Der Satz spiegelt die Person des Angeklagten und die gesamte Beweisaufnahme wieder“, so der Staatsanwalt. Einerseits habe sich im Lauf des Prozesses das Bild „des netten Jungen von nebenan, der sich liberal zu seiner freizügigen Haltung bekennt“ ergeben. Andererseits wäre „niemand aus dem deutschen Umfeld des Angeklagten auf die Idee gekommen, dass der Angeklagte jemand ist, der sich Anleitungen zum Bau von Bomben beschafft, bestialische Hinrichtungsvideos verschickt und IS-Propaganda verbreitet“, führte der Oberstaatsanwalt aus.

„Sympathisch und gewinnend“

All das habe Mamdoh A. vor seinem Bekanntenkreis verborgen. Es habe Indizien für eine extremistische Einstellung A.s gegeben. So zum Beispiel, dass er sich Haare und Bart „im Stil der Salafisten“ wachsen ließ. Seine Freundin und sein Umfeld seien breunert gewesen, die Indizien „getreu dem Motto ‚was nicht sein darf, das nicht sein kann‘“ heruntergeschluckt, führte Franck aus. Er beschreibt den Angeklagten als „sympathisch, gewinnend und einnehmend“.

Dass Mamdoh A. einen Anschlag begehen wollte, steht für den Oberstaatsanwalt trotzdem außer Frage. Dass der junge Syrer ohne Führer-



Der Angeklagte terrorverdächtige Syrer (links) und sein Anwalt Jochen Ringler (rechts) beim Prozessauftakt. Dem Angeklagten wird vorgeworfen, einen Terrorakt geplant zu haben. Foto: Nicolas Arner/dpa

schein gefahren und kinderpornografisches Material besessen hatte, hat er bei der Verhandlung zugegeben. Dass Mamdoh A. auf seinem Handy Screenshots aus einem Onlinemagazin des IS auf seinem Handy hatte, die zeigen, wie man in den Besitz eines Lkw gelangt, erklärte er damit, dass er nicht wusste, wie mit dem neuen Handy umzugehen war. Eine für Franck „vage und abenteuerliche

Erklärung“. Das Herunterladen der einschlägigen Videos passe ins Bild. „Er war ideologisch aufgeladen, war von der Doktrin des IS voll beherrscht.“

Manch einem Zeugen – darunter der Vertreter der Jugendgerichtshilfe, der im Verlauf des Prozesses gehört worden war – attestiert Franck einen „Entlastungseifer“. Der Oberstaatsanwalt hätte sich von diesen mehr Nüch-

ternheit gewünscht. Er bemängelt, dass sich das psychiatrische Gutachten lediglich auf Akten stützt. Auch ein Grund dafür, warum Franck sich dafür ausspricht, im Falle Mamdoh A.s das Jugendstrafrecht anzuwenden. A. habe sich nicht geständig gezeigt und sich nicht mit den ihm zur Last gelegten Taten auseinandergesetzt. „Er hat das Versteckspiel vor den deutschen Freunden und Betreu-

ern hier fortgeführt.“ Franck fordert eine Haftstrafe von 34 Monaten.

Das Plädoyer von Verteidiger Jochen Ringler fällt deutlich kürzer aus, „weil es in der Sache nicht darum gehen kann, dass das Gericht über die Gefährdung urteilt“. Es sei schwer vorstellbar, dass der Angeklagte alle der 2000 bis 14000 Nachrichten, die er pro Tag über den Nachrichtendienst Telegram – darunter Anleitungen zum Bombenbau und Tötungsvideos – angeschaut habe. „Es gibt bei den einzelnen Anklagepunkte erhebliche Zweifel“, so Ringler. Kein Zweifel dagegen bestünde daran, dass das Jugendstrafrecht bei Mamdoh A. anzuwenden sei.

„Ich bin kein Terrorist“

Die Frage sei nun, wie man mit Mamdoh A. umgehen müsse. Bis Ende 2018 herrscht ein Abschiebestopp nach Syrien. A. habe sich in kurzer Zeit „in anerkennenswerter Weise“ in Deutschland integriert, er habe die deutsche Sprache sehr gut gelernt und eine Beziehung mit einer Deutschen geführt. Die Aussagen, zum Beispiel vom Vertreter der Jugendgerichtshilfe, seien „keine Gefälligkeitsaussagen“ gewesen. Sondern: „Es besteht großes Interesse an ihm, weil er bereit ist, sich zu entwickeln.“ Am Ende bleibe aus der Anklage übrig, dass Mamdoh A. ohne Führerschein gefahren sei und kinderpornografisches Material besessen habe. Dessen sei er auch schuldig zu sprechen. „Es kann nicht sein, dass das Strafgericht darüber entscheidet, wie der Angeklagte zu erziehen ist“, sagt Ringler. „Ich sehe Mamdoh A. nicht in der Haft, sondern ich sehe, dass er eng angebunden betreut wird.“ Ringler fordert einen Jugendarrest von vier Wochen, den sein Mandant bereits in der Untersuchungshaft verbüßt habe.

Die letzten Worte gehören Mamdoh A.: „Ich weiß, ich habe grausames Material gehabt, ich gebe das gerne zu. Aber ich bin kein Terrorist.“ Heute spricht das Gericht sein Urteil.

Bilanz: Kaputtes Auto und zerstörte Hausfassade

Redakteurin probiert sich im Blaulicht-Simulator — Besonderes Sicherheitstraining für aktive Feuerwehrleute

VON KERSTIN GOETZKE

Im Pegnitzer Feuerwehrhaus angekommen, sehe ich eine Handvoll Feuerwehrmänner um ein Metallgestell stehen, an dem drei große Bildschirme befestigt sind. Sie beobachten einen ihrer Aktiven, der an einem Lenkrad vor den Bildschirmen sitzt und kommentieren seine Fahrweise an diesem Fahrsimulator. „Super“, denke ich, „jetzt schauen mir auch noch die Profis zu, wenn ich zum ersten Mal in einem Feuerwehrauto sitze und es fahre – zumindest am Übungsgerät.“

PEGNITZ – Das „Gefährt“ der Regensburger Feuerweherschule sollen nicht nur die Feuerwehrleute zu Übungszwecken fahren, auch die *Nordbayerischen Nachrichten* setzen sich hinter das Lenkrad, um den Lesern einen Eindruck davon zu verschaffen.

Ich muss erst noch ein bisschen warten, bevor es los geht. Die Feuerwehrler besprechen mit der Sondersignalfahrt-Trainerin – das heißt wirklich so – Sandra Reichert die Übungsfahrt ihres Kollegen. Und dann darf ich „einsteigen“. Eingerostet vom Schreibtisch-Job ist es schon mal eine kleine Hürde, überhaupt die Stufe zum Sitz zu erklimmen. Diesen soll ich mir einstellen. Das bin ich ja vom häufigen Autowechsel zwischen Privatauto und zwei unterschiedlichen Dienstwagen gewohnt.

Zum Vergleich: Mein Chef ist 1,90 Meter groß, ich nicht mal 1,70 Meter; da muss ich immer den Autositz einstellen, wenn ich mit dem Dienstwagen los will, sonst bin ich gefühlt kilometerweit von den Pedalen entfernt. Weil ich immer mit dem linken Bein prüfe, ob ich die Kupplung treten kann, will ich das auch im Simulator machen. Und habe für eine Millisekunde am Automatik-Auto nach der Kupplung gesucht. Toll, der Umstieg von Standardschaltung auf Automatik soll nicht ohne sein. Aber woher sollte ich das wissen? Ich bin noch nie Automatik gefahren.

Im Gegensatz zu den Feuerwehrmännern, die normalerweise eine Eingewöhnungsfahrt im Simulator machen dürfen, muss ich gleich richtig ran. „Achtung, ich

make Blaulicht und Martinshorn an“, sagt die Trainerin noch, bevor das monotone Getute losgeht und mein Begleiter auf der zweiminütigen Fahrt wird. Ich befinde mich auf einer Straße in einem Wohngebiet. Rechts parkende Autos, vor mir eine ziemlich enge Straße. Prompt kommt der erste Kommentar von einem Feuerwehrmann hinter mir: „Die hat ja mal schönes Wetter erwischt, keine Nacht- oder Regenfahrt wie wir.“ Vermeintlich mein Glück. Dass ich keine Expertin für Fahrten in der Großstadt bin, macht die Sache für mich nicht unbedingt einfacher.

Sitz beginnt zu wackeln

Langsam setze ich den Fuß aufs Gas und das Auto rollt los. Nach einer Häuserfront taucht eine Linkskurve auf. Mal sehen, wie sich das Feuerwehrauto lenken lässt. Irgendwie fühlt es sich eher schwimmend als fahrend an. Nach der Kurve gebe ich ein bisschen mehr Gas und mein Sitz beginnt zu wackeln. Mit Tatü-Tata und Blaulicht fahre beziehungsweise gleite ich durch die fiktive Stadt. Vorbei an Fußgängern, die mein Blaulicht nicht beachten und Lastwagen, die in einer engen Straße keinen Platz für mich machen. Aber so lange es geradeaus geht, ist das Simulatorfahren kein großes Problem. Das kommt erst, als ich nach links abbiegen soll. Auf den seitlichen Bildschirmen verschwim-

men die Bilder mit jeder Lenkbewegung und das Spurhalten wird schwierig. Im echten Leben bräuchte ich jetzt ein neues Feuerwehrauto und müsste mich mindestens um die Renovierung einer Hausfassade kümmern. So ein 7,5-Tonner lässt sich halt doch nicht so leicht lenken wie mein kleiner Corsa. „Macht nix, einfach weiterfahren“, sagt Sandra Reichert, die die ganze Zeit neben mir steht. Und gleichzeitig der Kommentar meines fotografierenden Kollegen: „Haha, das sind tolle Fotos von dir, dein Gesichtsausdruck ist lustig.“

Also fahre ich weiter, immerhin bin ich ja Feuerwehrfrau und muss zu einem Einsatz wackeln... äh... fahren.

Nach ein paar Metern (oder Kilometern? Die Fahrt kommt mir endlos vor) steht ein Lieferwagen auf meinem Fahrstreifen. Oh nein, ich muss schon wieder lenken und ausweichen. Lieber Fuß vom Gas und vorbei schleichen. Zur Sicherheit des Feuerwehrautos und der Häuserfront. Immerhin kann mir nichts passieren. Nach ein paar Kreuzungen und weiteren Gefahrenstellen erreiche ich endlich die Unfallstelle und kann das Auto abschalten. Das Getute und Geblinke nimmt ein Ende. Und vor allem das Gewackle des Sitzes.

Doch beim Aussteigen, Pardon Runtersteigen vom Simulator, ist mir ein bisschen schwummerig in den Beinen. „Das ist normal“, erklärt Reichert, die

schon viele Stunden auf dem Gerät hinter sich hat. Ihre Rückmeldung an mich ist nicht so ausführlich wie sie bei den richtigen Feuerwehrleuten ausfällt: Ich sei ein bisschen zu zaghaft gewesen und hätte ruhig etwas schneller fahren können. Ansonsten sei es gut gewesen.

Dafür, dass ich zum ersten Mal ein so großes und schweres Auto gefahren bin, fand ich mich eigentlich ganz gut. Und außerdem war die Polizei schon am fiktiven Unfallort und hatte alles unter Kontrolle.

Computer wählt die Szenarien aus

Zum ersten Mal hatte die Pegnitzer Feuerwehr einen Sondersignalfahrt-Trainer bei sich, damit die Aktiven trainieren können, wie sie sich bei einer Blaulicht-Fahrt am besten verhalten. An vier Tagen haben Vertreter – ausschließlich Männer – aus elf Wehren aus dem südlichen Landkreis an dem Gerät der Regensburger Feuerweherschule geübt.

Rückmeldungen und Verbesserungsvorschläge haben sie dabei von der sogenannten Sondersignalfahrt-Trainerin Sandra Reichert erhalten. Sie ist Rettungsassistentin, Fahrlehrerin und Berufsfeuerwehrfrau, hat also viel Blaulichterfahrung. Seit Anfang des Jahres ist sie an der Schule beschäftigt und zeigt anderen, dass sie auch mal langsamer fahren könnten, um sich selbst beim Einsatz nicht zu gefährden. Die Szenarien des Simulators kann sie selbst nicht beeinflussen, das macht ein Computer. Er entscheidet über Tageszeit und Wetterlage. Je nach Fahrweise gibt es außerdem mehr oder weniger Gefahrenstellen.

Über drei große und zwei kleinere Bildschirme soll das Verkehrsgeschehen vor, neben und auch hinter den Fahrern beobachtet und bedacht werden. Der Einfachheit halber fahren die Aktiven mit einem Automatikgetriebe, damit beim Stress die „Schaltrei“ ein wenig genommen wird. Nach der zwei- bis dreiminütigen Fahrt besprechen die Aktiven mit Sandra Reichert an einem gesonderten Bildschirm, was gut gelaufen ist und wo es noch Nachholbedarf gibt. Insgesamt soll so die Sicherheit der Feuerwehrleute verbessert werden. *kgoe*



Gar nicht so einfach: Kerstin Goetzke versucht sich am Simulator der Feuerweherschule, Trainerin Sandra Reichert beobachtet die Fahrt. Foto: Ralf Münch